

Annemarie Hoffmann

Matisse

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-252-5

Copyright © 2022 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.

Umschlagbild: © Adobe Stock - Larisa Zaytseva

www.principal.de
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Annemarie Hoffmann

Matisse

Roman



PRINCIPAL VERLAG

1

Gerade war ich eingedöst, als mich die Stimme der Stewardess weckt. »Was möchten Sie trinken?«

Eigentlich nichts. Gar nichts. Bin müde. Zu müde, um mich gegen ihre Freundlichkeit zu wehren.

»Einen Orangensaft bitte.«

Sie greift auf ihrem mit Tüten und Flaschen ziemlich überladenen Servierwagen nach einem fragilen durchsichtigen Plastikbecher. Gießt dick fließende, kräftig gelbe Flüssigkeit hinein.

Ich trinke in langsamen Zügen. Der Saft schmeckt gut, allerdings kaum nach Orange. Schafft es, mich wach zu machen.

Ich öffne die Zeitung, die ich mir gleich einem Geier, genau wie die übrigen Passagiere, beim Einsteigen in die Maschine vom Stoß genommen hatte. Das Flugzeug, in dem ich keine Zeitung bekomme, wenn sie denn für die Passagiere bereitliegt, gibt es nicht.

Am Streiflicht bleibe ich zuerst hängen. Nichts Aufregendes. Wie die Schreiberlinge erreichen, für so was Geld zu bekommen! Wahrscheinlich drückt man ihnen das sogar bereitwillig in die Hand. Von mir würden die nichts kriegen! Mit Wut im Bauch kämpfe ich mich zum Feuilleton durch. Lese mit einem deutlichen Anflug von Neid, der mich besonders kritisch werden lässt. Wenn ich schon nicht zum Zug komme, dann muss man mir zumindest das Beste bieten. Das ich nicht finde. An diesem Tag nicht. Wenigstens informiere ich mich über die feuilletonistische Front, an der ich, wenn auch nur am Rande, leider nur am Rande, kämpfe. Heute finde ich dort nur ein paar simple,

längst etablierte Weisheiten. Die weder Herz noch Nieren erreichen. Jedenfalls nicht bei mir.

Ungeduldig raschle ich mich durch zum Wirtschaftsteil. Jemand, dessen Kunden aktiv ins Wirtschaftsleben eingreifen, selbst wenn er wie ich hauptsächlich mit Kunst befasst ist und sich deshalb turmhoch über diese materiellen Niederungen erhaben zu sein wähnt, eine Anschauung, die ich meist nicht einmal vor mir selbst zugebe, muss wenigstens in groben Zügen über das Geschäftsleben Bescheid wissen. Wer mit wem? Welcher Aufsichtsrats- oder Vorstandssessel wackelt? Wer steht in den Startlöchern, um den nächsten frei werdenden lukrativen Posten zu ergattern? Was munkelt man über wen? Klatsch – auch im Wirtschaftsteil. Hier nicht so genannt. Man verfügt über eine intakte eigene Lüge.

Wirtschaftsleben, eigentlich nicht meine Welt. Doch es lohnt sich, informiert zu sein. Weil es mir mühsame Um- und Irrwege und unnötige Enttäuschungen in meinem Geschäft erspart, denn es gibt auch so noch genug. Die Information über das Geschäftsleben – das Business (wenn ich das Wort schon höre!) – sehe ich als äußerst langweilige Drecksarbeit in meinem Job.

Bevor ich die Zeitung zusammenfalte, um sie in das Netz vor mir zu stecken, in dem sich der Prospekt der Fluggesellschaft breitgemacht hat, suche ich schnell nach den Todesanzeigen. Sie sind eine Art Leidenschaft von mir. Ich stelle mir vor, wie das Leben der lieben Verblichenen gewesen sein könnte. Sie waren alle lieb, obwohl es nicht stimmt, gerade in Grabnähe meint man, nicht auf Heuchelei verzichten zu können. Lese ihr Geburtsdatum und setze es mit ihrem Sterbedatum in Beziehung. Langes Leben. Oder früher Tod. Es kommt auf meine Tagesform an, was mir mehr zusagt. Außerdem interessiert mich, ob der Tote

ein höheres Alter erreichte, als ich bis jetzt auf dem Buckel habe, oder ob die junge Mutter lange vor der Zeit sterben musste. So was kann mich zu Tränen rühren.

Der Notar zum Beispiel, der letztes Wochenende verstorben ist, wie ich aus der repräsentativen, ziemlich umfangreichen Anzeige ersehe, war nur wenige Jahre älter als ich, als er das Zeitliche segnete. Er hatte drei Kinder. Dazu drei Enkelkinder. Keine große Ausbeute. Angesichts von fast acht Milliarden Menschen auf der Welt kein Grund zur Aufregung, eine Tatsache, die mir wegen akutem Abhandenseins meiner logischen Denkfähigkeit nicht einfällt. Viel mehr beschäftigt mich, dass nur seine jüngste Tochter mit Celine-Chantal, Peter und Victoria, mit C, fruchtbar war, warum Celine-Chantal, wenn Peter folgt? Victoria immerhin mit C. Liebt der Notar außer französischem Wein eine Französin? Die Witwe hat jedenfalls den deutsch klingenden Vornamen Anne. Könnte trotzdem Französin sein, rede ich mir ein, damit meine These aufgeht. Was war mit ihren Geschwistern?

»Excuse me«, sagt der Mann im Brioni-Anzug, der nicht darüber hinwegtäuschen kann, dass er zu viel isst und sich zu wenig bewegt. Er hatte mich so fest am Ellenbogen gestoßen, dass mir fast die Zeitung aus den Händen gefallen wäre. Man müsste den Flugpreis nach Gewicht festsetzen. Dann hätte der Brioni-Anzug-Träger, der sich durch den engen Gang zwängt, sicher den doppelten Preis zu zahlen gehabt.

Der Faden ist gerissen. Schadet nichts. Ich will die Zeitung gerade zuschlagen, als mein Blick an der mittelgroßen Anzeige rechts oben hängen bleibt. Die etwa fünfzig Wörter erfasse ich auf einen Schlag. Mir bleibt die Luft weg. Mein Herz setzt einen Takt lang aus.

Heinz ist tot.

Ich kann, will (!) es fast nicht glauben. Heinz Hauser, Galerist, lese ich etwas verschwommen. Nicht weil der Druck schlecht ist. Geboren am 6. April 1928. Das ist sein Geburtsdatum. Wenn Ostern passend fällt, bekommt er von mir einen roten Zuckerhasen als Geschenk zum Geburtstag. Auch dann noch, als er ihm eigentlich gar nicht mehr zusteht. Ich bin Traditionalist, selfmade. Plötzlich und unerwartet, steht da. Für mich bestimmt unerwartet. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Heinz nicht mehr sein soll. Die Beerdigung hat bereits stattgefunden, lese ich. Im engsten Familienkreis.

Eine Zeit lang war ich ihm mehr als nah gestanden. Er hätte meine Familie werden können. Er hätte meine Familie sein sollen. Kinder. Ganz bestimmt. Enkelkinder. Hoffentlich. Und besser verteilt als bei dem verstorbenen Notar mit der Französin Anne zur Frau. Dafür hätte ich gesorgt. Es wurde nichts daraus. Heinz lehnte ab. Nicht einmal dankend. Bitterkeit kriecht in mir hoch. Drängt die Trauer zurück. Wenn das Herz einmal gebrochen ist, kann es nicht weiter auseinanderbrechen. Tot ist tot. Töter geht nicht.

Ich starre auf die Anzeige, in der es von Hausers und Schloderers, so hieß Evelyn vor ihrer Heirat, wimmelt. Keine Christine Schlönhoff. Endlich kapiere ich, dass ich falschliege. Ich gehöre nicht dazu. Jetzt nicht. Niemals. Ich fühle mich einsam. Ein Gefühl, das mir sehr vertraut ist, das ich aber trotzdem nicht als angenehm empfinde. Und Ludovico? Ich merke deutlich, dass er nicht der Mann ist, der mich diese Einsamkeit vergessen lassen kann. Heinz konnte es. Jetzt ist er tot.

Ich fühle mich ausgeschlossen. Fast wie an dem Tag, an dem Heinz mir mitteilte, dass er nichts mehr mit mir zu

tun haben wolle. Genau das glaubte ich ihm damals nicht. Hegte immer noch die Hoffnung, dass sich alles wieder einrenken lassen könnte. War nicht unser erstes Zerwürfnis. Dass es das letzte sein würde, konnte ich lange Zeit nicht glauben. Ich ließ meinen Fuß in seiner Tür. Erst als es nicht mehr anders ging, schlug ich die Tür ebenfalls auf meiner Seite zu. Sperrte ab. Verwarhte den Schlüssel allerdings in Sichtweite. Nun kann ich ihn entsorgen.

Nicht dass ich Heinz nach unserer Trennung nicht mehr gesehen hätte. Unsere Geschäftsbeziehungen liefen weiter. Gerade jetzt war der Matisse unser Bindeglied gewesen. Wenn Heinz nicht zu erreichen war, so gab sich Evelyn – seine Frau auch schon vor meiner Zeit – mit mir ab. Von oben herab. Was ich zu ignorieren versuchte. Während sie so tat, als sei zwischen ihrem Mann und mir nichts Wichtiges gewesen. Sie zeigte mir selbstsicher, wie sehr sie Herrin der Lage war. Hatte ihren Heinz unter Kontrolle, der darunter nicht zu leiden schien. Das ist ab sofort vorbei. Irgendwie bin ich froh darüber. Heinz kann mich nicht mehr quälen.

Ich versuche mir vorzustellen, wie die Beerdigung im engsten Familienkreis, zu dem ich nicht zähle, abgelaufen sein könnte. Evelyn, die Witwe, Sigi, sein Sohn ... Schaffe es nicht. Wäre ich seine Witwe, dann hätte ich sicher die Tränen zurückdrängen müssen, während ich seinem Sarg auf dem Weg von der Aussegnungshalle zu unserem Familiengrab gefolgt wäre. Vielleicht hätte ich mir einen Schleier zugelegt, damit ich mit meiner Trauer hätte allein sein können. Will mir beim Weinen nicht zuschauen lassen. Heinz und ich hätten Kinder gehabt. Ich hätte mich auf unseren Sohn und unsere Tochter stützen können. Zumindest hätten sie meine verwundete Flanke geschützt. Selbst wenn ich dabei gewesen wäre, hätte ich es nicht fassen können, dass alles

so schnell gegangen war. Der Tod hat seine eigene Zeiteinteilung. Das hätte ich lernen müssen. Muss ich auch jetzt. Wäre ich bei der Beerdigung anwesend gewesen, wäre der Lernprozess kürzer. Kürzer? Ich glaub, ich hab's trotzdem kapiert. Vielleicht finde ich unter meiner Post zu Hause eine Todesanzeige, die Evelyn mir zukommen ließ. Wenigstens musste ich nicht in die zugige Aussegnungshalle. Sogar im Hochsommer fröstle ich dort. Auf die salbungsvolle Rede des Pfarrers mit Worten wie Treue und Pflichterfüllung im Zusammenhang mit Heinz kann ich gut verzichten. Alles hätte mich nur sehr aufgeregt. Muss ich nicht haben. Und das Largo von Händel – Heinz hatte ein Faible für dieses Musikstück – schafft es auch außerhalb des Friedhofs, dass mir die Tränen kommen.

Ob Evelyn einen Kranz aus roten Rosen auf seinen Sarg hatte legen lassen? Ich hätte Rosen für ihn gewählt, wenn er mein Mann gewesen wäre. Rote Rosen wie in den Zeiten unserer ersten Liebe. Heinz war nach meinem Mann, Reinhold, der Mann meines Lebens. Daran zweifle ich nicht. Aber vorbei. Zum Glück. Muss deshalb keine Beruhigungstablette schlucken, um meinen Schmerz unter Kontrolle zu halten. Damals, als er mir schriftlich absagte, hatte ich keine einzige Pille genommen, hatte meine Traurigkeit nur mit natürlichen Mitteln – Gin – so weit bekämpft, dass keiner was merkte, hoffe ich.

Ich spüre, wie mir die Tränen kommen wollen. Nein! Ich atme tief durch. Mein Sitznachbar zur Rechten blickt aufgeschreckt von seinem Spiegel hoch. Ich nehme an, dass er nichts Interessantes für sich entdeckt, weil er sich gleich wieder in seine Lektüre versenkt.

Leider ist die Sache mit dem Matisse noch nicht ganz durchgezogen. Insofern passt mir der überraschende Tod

meines früheren Geliebten und jetzigen Geschäftspartners Heinz Hauser nicht. Seine Witwe könnte mir Schwierigkeiten machen. Ihr Blick ist klarer als der von Heinz. Ihn trübte wohl nach wie vor ein Rest seines Faibles für mich, während ich Evelyn frei von Sympathieanwandlungen mir gegenüber wähne. Die Galerie Hauser hat sich mit dem Preis für das Bild bislang nicht festgelegt. Will erst die Expertise prüfen. Können sie. Sollen sie.

Den Kunden habe ich bereits an der Angel. Es ist Wirschinger, der Immobilienhai. So nennen ihn die Zeitungen. Meistens fällt dieser Ausdruck im Zusammenhang mit nicht nur schmeichelhaften Vorgängen. Bis jetzt konnte ihm die Presse allerdings keine strafbaren Verfehlungen nachweisen. Wirschinger geht mit den Medien locker um, genießt das öffentliche Interesse und fühlt sich im Übrigen durch seinen wirtschaftlichen Erfolg unverletzlich. Für ihn ist der Ausdruck Hai nicht abwertend.

»Ein Hai ist kein Lamm, das aufs Abschlachten wartet«, sagte er einmal. »Ein Hai ist ein Tier, das sich holt, was es zum Überleben braucht. Das ist sein gutes Recht, auch wenn es dabei nicht zimperlich zugeht.«

Wirschinger ist ein erfolgreicher Jäger. Seine Beute wuchs im Laufe der Jahre enorm. Allmählich kann er daran glauben, dass sein Portemonnaie bis ans Ende seiner Tage prall gefüllt bleiben wird. Eine nicht selbstverständliche Erkenntnis. Jetzt zeigt Wirschinger Großzügigkeit. Letztes Jahr rief er eine Stiftung ins Leben, die sich der Unterstützung junger Künstler verschrieben hat. Sie trägt seinen Namen und fördert vor allem musikalische Talente. Zum Glück bleibt ihm genügend Geld für die bildende Kunst – und das ist mein Metier.

Wirschinger ist mir nicht unsympathisch. Wie alle Män-

ner, wenn ich ehrlich bin. Männer sind lebensnotwendig für mich. Sie machen mich lebendig, lassen mich fühlen, dass ich bin. Selbstverständlich sind Frauen ebenso wichtig. Frauen brauche ich, um mit ihnen das Leben und die Männer zu bereden. Das brachte meinen Glauben an die wohltuende Wirkung der Männer auf mich bis jetzt noch nie ins Wanken.

Zehn Tage war ich in Berlin gewesen. Gleich am ersten Tag nach meiner Ankunft ging ich wie abgemacht zu Wirschingers neuem Bürogebäude, um mit ihm über die Aufhängung des Tanners zu diskutieren. Das heißt, ich wollte diskutieren. Ein Bild muss richtig im Raum platziert sein, soll seine gesamte Effektivität zur Geltung kommen. Darüber kann man verschiedene Ansichten haben. Doch Wirschinger sagte so überzeugend »Hier soll er hin«, dass auch ich nach einer kurzen Überlegung fand, dass die riesige weiße Wand gegenüber der gläsernen Front des Gebäudes passend ist. Hatte mir gleichwohl den großflächigen Tanner mit seinen leuchtenden Farben an Ort und Stelle und nicht nur auf einem Plan noch einmal deutlich vorgestellt. Wirschinger ist einer meiner wichtigsten Kunden. Da will ich nichts falsch machen.

»Hier kommt er sicher gut zur Geltung«, konnte auch ich dann guten Gewissens bestätigen. Mit der großen tannerschen Leinwand – immerhin fünfmal zwei Meter – wird Wirschinger hundertprozentig das bekommen, was er sich wünscht. Die Wünsche meiner Kunden sind mir heilig. Ich weiß, Wirschinger will 1. als kunstsachverständig gelten, 2. will er als Mäzen angesehen werden, 3. sollen alle auf seine Weltoffenheit hingewiesen werden und 4., und nur nebenbei, sollen alle erfahren, dass er viel Geld hat.

Damit alle die redliche Friedlichkeit des Hais mitbe-

kommen, lud er das Fernsehen zur Einweihungsfeier ein. Obwohl ich nicht immer aufseiten der Medien stehe, so waren sie clever genug, auf einen Blick zu sehen, was Sache ist, nämlich 4. ist gleich 1. Wofür sich Wirschinger nicht schämen müsste. Doch er tut so. Das gefällt mir.

Wirschingers Empfangshalle in seinem neuen Berliner Büro ist wirklich prächtig. Ich war begeistert, als ich die riesigen Flächen in glänzendem, fast schwarzem Marmor sah. Nur ein paar Möbel aus Chrom und Glas unterbrechen diese Weite. Ich dachte, wie gut es ist, dass Wirschinger so viel Geld hat, aber wie viel besser es ist, dass er es hier so wirkungsvoll angelegt hat. Der Tanner bildet das Nonplusultra in einem wahrhaft reichen Ambiente. Ich bin stolz darauf, dass ich den Kauf vermitteln konnte. Spricht sich rum. Tolle Reklame für mich. Ich hätte mir dort durchaus einen echten Schlönhoff vorstellen können, der wohl augenblicklich noch nicht reif für die große Öffentlichkeit zu sein scheint. Neid beschlich mich und wich lange nicht mehr.

Dass Tanner das Rennen machte, liegt auch an Wirschinger. Ich bin sowieso auf der Seite Tanners. Wirschinger stieß mehr oder minder zufällig auf ihn.

»Ich hab da kürzlich in der Maximilianstraße ein Bild gesehen«, sagte er mir eines Tages, als wir im Tabakstüberl vom Käfer über einem feinen Hirschragout saßen. Ab und zu hat er so galante Anfälle, denen ich nicht ausweichen kann. Bis jetzt gelingt es mir, Näheres zu verhindern. Geschäftlich kommen wir gut miteinander zurecht. Geschäftlich ist für Wirschinger immerhin mehr als fünf- oder sechsendneunzig Prozent seines Lebens, bei mir liegt die Quote so um die neunzig Prozent.

»Sie gehen fremd?«, fragte ich scherzhaft. Ich bin überzeugt, dass Wirschinger nie die Katze im Sack kaufen

würde. Er informiert sich. Seine Interessen sind vielfältig. Manchmal denke ich, vielleicht hat er täglich eine Stunde mehr Zeit zur Verfügung als seine Mitmenschen.

»Das Bild ist von einem Maler, den ich für einen Geheimtipp halte, der wird kommen, meinte der Galerist, übrigens ein Chinese ...«

»Herr Chen?«

Er nickte. »Herr Chen verriet mir, dass der Maler Tannel heiße.«

»Tanner kenne ich natürlich.« War und ist mehr dahinter. Aber das geht Wirschinger nichts an.

»Und von Tanner wollen Sie was kaufen?«

»Könnte ich mir vorstellen. Muss ja nicht gleich ein Vermögen kosten«, wiegelte er ab.

»Tanner ist bekennender Konstruktivist – meist. Verwendet intensive Farben in ungewöhnlichen Zusammenstellungen. Was ich bei Tanner so gut finde, ist, dass er nicht ständig die dunklen Seiten des Lebens auf seine Bilder bringt.«

Ich weiß, Tanner verwendet deshalb so gerne positive Farben, weil seine Welt gemeinhin sehr verhangen ist.

»Vielleicht ist es der Optimismus, der mich an diesem Bild anspricht«, sinnierte Wirschinger.

»Optimismus ist nie schlecht.«

»Darauf«, sagte er und erhob sein Glas, »zum Wohl.«

Hatte nichts dagegen bei dem herrlichen französischen Rotwein, den Wirschinger geordert hatte.

»Herr Chen stellte mir das Bild als Entrada vor. Es ist hauptsächlich in Pink, sehr hell und etwas dunkler, dazu Maisgrün, Gelb und ein undefinierbares, aber sehr effektvolles Blau.«

»Das wird Brillantblau sein. Das liebt Tanner nämlich. Ich glaube, dass ich das Bild kenne.« Vor ein paar Monaten

war mir in Tanners Schuppen ein Bild aufgefallen, das den Eingang zum Optimismus pur abbildete.

»Das Bild ist nur etwas zu klein. Ich will was Größeres. Wissen Sie, für mein neues Büro in Berlin«, erklärte Wirschinger.

Dann war es nicht das Bild, das ich bei Tanner gesehen hatte. Obwohl die Farben stimmten. Das Bild in Tanners Schuppen hätte als Plakat durchgehen können. Es ist riesig. Deshalb könnte es von der Größe her für Wirschinger passen. Gelegentlich malt Tanner mehrere Versionen eines Bildes in unterschiedlichen Größen. Allerdings immer mit kleinen Farbabweichungen. Er kann nicht anders. Kleinere Formate für die schmalen Wände. Während die großen Bilder darauf warten, ins Schloss gelassen zu werden. Es wäre also möglich, dass ich Tanners Entrada fürs Schloss gesehen hatte.

»Ich kann da bestimmt was für Sie tun. Tanner hat sicher etwas Passendes für Sie.«

Sein Schuppen ist vollgestopft mit fertigen Bildern, die auf einen guten Platz in der Öffentlichkeit warten. Sehenswert sind alle seine Bilder. Anregend. Interessant.

»Wie groß müsste das Bild sein?«

Jetzt wollte ich es genau wissen. Wirschingers Wunsch war ein Gemälde, das für die Empfangshalle der Uffizien passend gewesen wäre.

»Wann ist Ihr neues Büro in Berlin fertig?«

»Fertig! Mein Gott! Wann wird so was je fertig?« Er tat so, als würde er dies zum ersten Mal erleben. »Erst müssen noch die Holzwohle, das Packpapier und der Baudreck weg, bevor die Fernsehleute ihre Kabel ausrollen können. Wird zweifelsfrei klappen.«

»Wann?«

»Anfang Oktober, am achten nachmittags. Das Büfett ist für sechzehn Uhr bestellt.«

»Wenn Sie das Bild dann bereits vorführen wollen, muss ich mich sputen.«

»Nicht gleich jetzt«, wehrte er ab. Trotzdem zog er ein paar Fotos und den fotokopierten Plan der Eingangshalle aus seiner Brieftasche.

Nach einem Blick darauf war mir klar: »Ich denke, etwa zwei mal zwei oder sogar ein bisschen größer muss das Bild mindestens sein. Natürlich würde dort ein Stella ebenso gut passen«, träumte ich.

Das merkte der wachsame Hai Wirschinger und ging nicht darauf ein.

Als ich mich am nächsten Morgen bei Tanner meldete, krächzte er ziemlich verschlafen in den Telefonhörer.

»Mal wieder gefeiert?«

»Wenn du Farborgien als Feiern anschaust, ja. Hatte heute Nacht eine ziemlich gute Strähne. Zumindest am Anfang. Dann wurde es zunehmend schwieriger.«

»Und, hast du's geschafft?«

»Weiß ich nicht.«

Na ja. Ich verabredete mich erst für den Nachmittag mit ihm.

Das schöne Wetter machte den Weg zu Tanners Bauernhof fast zu einem Ausflug. Er sah aus, als hätte er die Nacht während eines Gewitterregens im Freien verbringen müssen.

»Wo ist das Bild, das deine Farborgien überstehen musste?«, fragte ich. Weiß um die Zerbrechlichkeit und Gefährdung einer geschundenen Künstlerseele. Er gab keine Audienz.

»Was suchst du?«

»Was wirklich Großes.«

»Für Wirschinger?«

Ich nickte, überrascht, dass er auf ihn kam.

»Was Großes für den Größten. Hat eh lange keiner mehr nach großen Leinwänden gefragt. Haben alle viel zu kleine Hütten.«

»Kann nicht jeder gleich einen Bauernhof kaufen.«

»Nicht kaufen, pachten«, stellte er richtig. Plötzlich waren die Knitter in seinem Gesicht weg. »Komm mit!«

Er eilte zum Schuppen. Ich hinterher. Knarrend bewegte sich die breite Holztür. Er ließ sie offen. Trotzdem war es finster im Raum.

»Wie groß soll's denn sein?« Er kam mir wie ein Obsthändler vor, der fragt: »Wie viel Pfund Kartoffeln darf ich Ihnen einpacken?«

»So etwa zehn Quadratmeter.«

»Zehn Quadratmeter? Da kommen eigentlich nur drei Bilder infrage. Die will ich allerdings zusammen verkaufen.«

»Vielleicht lässt du mit dir handeln.«

Wir kamen in den rückwärtigen Teil des Schuppens. Tanner öffnete die Hintertür. Es wurde hell im Raum. Als ich die drei in Betracht kommenden Bilder sah, war ich schnell begeistert. Das eine Bild war das, das ich kannte. Ich konnte es mir gut für Wirschinger vorstellen. Dass Tanner eine Serie daraus gemacht hatte, war mir neu.

»Das ist ein Triptychon«, klärte er mich auf.

Tanners künstlerische Idee war faszinierend. Ob ihm Wirschinger alle drei Bilder abkaufen würde, konnte ich nicht garantieren.

»Ich will es versuchen.« Die Bilder sind es wert. »Ich lasse am besten alle drei Bilder abholen, damit Wirschinger wählen kann. Vielleicht kann ich ihm mehr als eines andrehen. Ich glaube es zwar nicht«, versuchte ich, etwaige Hoffnungen meines Gegenübers kleinzuhalten. »Außerdem müssen wir über den Preis verhandeln, Tanner.«

Er nannte den Preis und ließ die Verhandlung. Tanner bleibt Tanner.

»Willst du einen Kaffee?«, fragte er auf dem Rückweg vom Schuppen.

»Nein, danke, ich muss gleich zurückfahren.« Wir gingen auf mein Auto zu. »Wie weit bist du eigentlich in unserer anderen Sache gekommen?«

»Alles läuft, Chris. Mach dir keine Sorgen.« Er umarmte mich. Gab mir einen Kuss. So kenne ich ihn auch und so ist er mir lieber.

Wirschinger entschied sich gegen das Triptychon. Nahm das Mittelteil, das wesentlich größer als die Seitenteile ist. Was Tanner zu einem Aufschlag nötigte, Wirschinger aber nicht wusste.

Eine bayerische Spedition hatte das Bild pünktlich in Wirschingers gläsernes Schloss in der Nähe des Gendarmenmarkts geliefert. Ich überwachte die ordnungsgemäße Aufhängung. Das Bild sah wirklich mehr als gut dort aus. Mir gefiel es. Wirschinger ebenfalls. Was noch wichtiger ist.

Tanner sah sein Bild erst bei der Einweihungsfeier, zu der er in seinem obligaten schwarzen Dress erschienen war. Er sah wie immer sehr gut aus.

Nach der offiziellen Feier saßen wir auf einen Drink an der Bar des Steigenberger, bevor wir auf mein Zimmer

gingen, alte Zeiten aufwärmten, die alte Liebe bedeuten. Bilderkauf ist eine Sache des Vertrauens. Mir kann man vertrauen. Die Kunst muss in Ordnung sein. Das Geld muss stimmen. Nicht nur der Preis, den meine Kunden mir meist dezent per Scheck zukommen lassen, seltener bar im Geldkoffer, dann allerdings ohne Mehrwertsteuer, sondern vor allem ein möglicher Wiederverkaufswert. Ich gehe fast wie ein Broker an die Sache heran. Biete meinen Kunden Aktien, äh, Bilder, zu einem günstigen Einstiegspreis, der sich durch einen Wiederverkauf in ein paar Jahren um ein Vielfaches, zumindest aber hoch verzinst. War ich überzeugend – und das geschieht immer öfter, seit ich ein paar Wiederverkäufe belegen kann, was ich nicht selbst erledigen muss, das läuft prima über Mundpropaganda –, sind meine Kunden zufrieden. Für mich ist dieser Verlauf in Ordnung. Die meisten meiner Kunden lassen in Erinnerung an meine guten Dienste den Verkauf durch mich erledigen, so wird erneut Provision für mich fällig.

Mein Geschäft mit solchen Kunden läuft ausgezeichnet. Dabei liegen mir eigentlich die Prousts mehr, die Kunst um der Kunst willen schätzen und sie nicht zur Kapitalanlage degradieren. Leider sind die Prousts am Aussterben. Wer würde heute wie der die verflossene Zeit suchende Schriftsteller halbtot auf Reisen gehen, nur um ein kleines gelbes Mauerstück auf einer jahrhundertealten Leinwand betrachten zu können? Wird keine Karawane sein. Das Problem könnte allerdings nicht nur im Fehlen der Prousts liegen, sondern darin, gemalte kleine gelbe Mauerstücke von dieser exzellenten Qualität zu finden. Im Übrigen bin ich sicher, dass ich in meiner Kundenkartei Marcel Proust nicht verzeichnet hätte. Er war nicht besonders finanzkräftig.

In Sachen Malerei verlässt sich Wirschinger voll auf mich – vom Tanner abgesehen, doch selbst hier war er ja nur beschränkt tätig. Das ist meine Chance. Birgt natürlich Verantwortung, an der ich allerdings nicht schwer trage. Wirschinger würde einen Kapitalfehler eingestehen, wenn er zugeben würde, dass er sich verkalkuliert hat. Die fehlerhafte Beute eines Hais? Nein! Wäre es trotzdem einmal der Fall, würde er es deshalb, ganz in meinem Sinn, bestimmt nicht an die große Glocke hängen. Selbstredend biete ich alles auf, um eine solche Situation zu vermeiden. Bis jetzt hatten Wirschinger und ich Glück. Das Geschäft wird zwar zunehmend schwieriger, doch Widerstände spornen mich auch an.

Wirschinger hatte ich ein paar echte Renner zukommen lassen. Hervorragender Wiederverkaufswert. Den er bis jetzt nie einlöste. Es genügt ihm zu wissen, dass der Wert seiner Bilder steigt. Für mich gut, denn das animiert ihn zu weiteren Käufen.

Nach jedem Bilderkauf veranstaltet Wirschinger eine Art Vernissage in seiner prächtigen, sehr modern eingerichteten Bogenhausener Dachterrassenwohnung. Exquisites Büfett, alles Feinste vom Käfer. Dazu Champagner, Orangensaft, Rot- und Weißwein. Keine harten Sachen. Trübt den Blick. Der soll klar bleiben für seine neue Errungenschaft. Alle – das heißt seine geschäftlichen Freunde, er hat, glaube ich, keine anderen, vielleicht irre ich mich da – kommen und schauen. Bemerkten, wie sehr Wirschinger dabei im Mittelpunkt steht. Neid wächst in ihnen, der sie anstachelt, es ihm gleichzutun. Meine Chance. Vernissagen bei Wirschinger sind eine Superreklame für mich. Ich muss nur darauf achten, dass diese Banausen ihre Füße nicht allzu fest auf den Boden kriegen, respektive die Preise drücken. Und Banau-

sen sind sie alle, auch wenn sie hauptberuflich als Chefarzt, Bankier oder Notar ihr Geld verdienen. Legen sie für ein Abendessen locker ein paar dicke Scheine auf den Tisch, wollen sie ein Bild für ein Butterbrot und ein Ei ergattern. Das kann nicht angehen. Ich rede so lange auf sie ein, bis sie neben das Ei auf dem Butterbrot ein paar Scheibchen Lachs oder eine Ecke saftigen Schinken legen. Selten erreiche ich, dass diese Knicker ein paar Körnchen Kaviar nachschieben. Ich lege es zumindest darauf an.

Ich stecke die Süddeutsche in das Netz vor mir. Schauge auf die Uhr. Die Maschine wird wohl bald landen. Am Flughafen wird keiner auf mich warten. Bestimmt nicht Heinz. Heinz ist tot. Ich bin traurig. Versuche mir seine letzten Stunden vorzustellen.

Bogenhausener Krankenhaus. Intensivstation. Bis zur Decke hellgrün geflieste Wände. Schläuche. Drähte. Computer. Hastende Ärzte. Geschäftige Krankenschwestern. Brummige Krankenpfleger. Es riecht nach Desinfektionsmittel. Die Apparate ticken. Die Herztöne von Heinz über den Computer. Seine physischen Daten in einer zuckenden Grafik. Eigentlich eine friedliche Stimmung. Plötzlich verändern sich Geräusche und Bilder. Die Kurven auf dem Bildschirm werden zackig. Hoch und tief. Punkt. Töne, die erschrecken. Ärzte, Schwestern und Krankenpfleger rennen. Sie wissen, der Tod hat den Raum betreten. Hektisch und hingebungsvoll arbeiten alle an seiner Vertreibung. Laute Stimmen. Ärztliche Kunst ist gefragt. Wird augenblicklich geboten. Reicht nur nicht aus. Heinz ist tot. Stille breitet sich aus. Zeit für Weihwasserkessel, Kreuz, Weihrauch und Myrrhe. Das Gemälde aus Picassos Frühzeit mit seinem durch Selbstmord gestorbenen Freund auf dem Totenbett kommt mir in den Sinn. Die Würde, die der Tod einem Menschen

verleiht, die Picasso so treffend ausdrückte – ich nehme an, es war auch bei Heinz so –, empfinde ich als tröstend.

Heinz ist tot. Er wird mir fehlen. Mit Heinz wäre alles einfacher. Ich wusste, er steht auf meiner Seite. Jetzt muss ich schauen, dass ich die Sache mit dem Matisse mit Evelyn erfolgreich durchziehe. Das Geschäft mit dem Matisse muss laufen. Schließlich hängen Folgegeschäfte von dem erfolgreichen Abschluss dieser Transaktion ab. Ich denke an den Morandi.

Das Flugzeug kreist lange über Erding. Zum Ausgleich für die verlorene Zeit bietet man mir einen Rundflug über die westlichen Vororte Münchens. Was weder ich, die Passagiere neben mir noch die Menschen unter uns haben wollen. Endlich landen wir. Ich warte endlos am Band. Mein kleiner schwarzer Samsonite, den ich mit einem selbst in Acryl auf Folie gemalten Fisch beklebt hatte, um ihn von den anderen zu unterscheiden – etwa in dieser Art hätte ihn Frank Stella in seiner Brasilienphase entworfen, wenn er nicht zu großenwahnsinnig gewesen wäre, um sich mit einem so kleinen Format zu befassen –, war natürlich fast der letzte, der aufs Band kam. Nach ihm lediglich zwei Rucksäcke, einer rot, der andere dunkelgrün, eine aufgerissene, ziemlich verschmutzte Segeltuchtasche, die mindestens einmal die Reise übers Kap der Guten Hoffnung hinter sich hatte und das nicht nur bei Sonnenschein, ein Tennisschläger in einem schwarzen Plastiketui mit pinkfarbenen Streifen und ein Buggy mit einem an der linken Seite angebundenen blau-roten Plastikschnuller.

Die S-Bahn in die Stadt fährt mir direkt vor der Nase weg. Ich höre gerade noch »Zurückbleiben!« Im Supermarkt ein Stockwerk höher kaufe ich mir zum Trost eine Cola. Als ich

wieder nach unten komme, steht die nächste Bahn bereits da. Türen einladend geöffnet. Ich suche mir einen Platz, an dem ich meinen Koffer abstellen kann, ohne dass gleich jemand darüber stolpern wird. Will mich nicht streiten. Trinke die Cola. Schlafe, bis ich in der Stadt bin. Träume von großformatigen Leinwänden in bunten Farben, dicken großen Scheinen, dunkelgrünen Lorbeerbäumen und schwarzen Tüchern. Werde rechtzeitig wach, um auszusteigen.

2

In der Wohnung angekommen, reiße ich als Erstes die Fenster sperrangelweit auf. Ich brauche dringend frische Luft. Dann feuere ich meinen Samsonite aufs Bett im Schlafzimmer, nachdem die Wohnungsschlüssel bereits vorher mit Schwung in dem Kästchen in der Schublade meines Garderobenschrankes im Flur gelandet waren. Ich bin beherrscht durch Hektik und Dramatik. Aus dem Lot. Ein ungutes Gefühl. Im Grunde ohne hinreichenden Anlass.

Ich stelle mich unter die Dusche. Das warme Wasser umschließt mich wohltuend. Ein wenig komme ich dabei zur Ruhe. Ich hole mir frische Sachen aus dem Schrank. Vor allem bequeme. Dann koche ich mir einen starken Kaffee. Setze mich ins Wohnzimmer. Trinke in kleinen Schlucken. Es ist jetzt fast fünf Uhr. Ich warte auf Ludovicos Anruf. Eigentlich müsste er sich jetzt jeden Augenblick melden. Wir hatten abgemacht, dass ich ihn bei seinen Verhandlungen mit Signor Salvatore Sicilianomo nicht stören sollte. Ludovico will jede Unterbrechung vermeiden, um die nicht ganz einfachen Verhandlungen nicht unnötig zu komplizieren. Wobei nicht ganz einfach vor allem darin besteht, nicht

mehr als unbedingt notwendiges Geld nach Italien fließen zu lassen. Dass Signor Sicilianomo zu dem gewünschten Dienst bereit ist, ist nach Ansicht Ludovicos jedenfalls klar. Jetzt um fünf müsste Signor Sicilianomo das ersehnte Papier Ludovico gegeben haben. Sonst wäre etwas schiefgelaufen. Was ich nicht hoffe. Ludovico wird den Spielraum, den ich ihm gesetzt habe, sicher nicht über Gebühr ausweiten. Ich kann mich auf ihn verlassen. Trotzdem bleibt ein kleines Gefühl der Unsicherheit. Die Summe, die ich für Signor Sicilianomos Dienste – sie bestehen aus der Erstellung einer hieb- und stichfesten Expertise für meinen Morandi – bei meinem Projekt einkalkulierte, ist ohnehin happig. Positiv gesehen ist sie als Investition zu bewerten. Ja, auch durch ein paar andere Kanäle wird ein bisschen Wasser fließen. Zum Wasserfall dort reicht es sicher nicht. Außerdem ist das nicht zu vermeiden, um das Ganze zu retten.

Ich gieße mir eine weitere Tasse Kaffee ein. Während ich von der Küche zurück ins Wohnzimmer gehe, überlege ich, dass Ludovico seinen dezent schwarzen Ferrari wahrscheinlich direkt vor dem Haus in der stillen Via Bertolucci in der Altstadt Genuas abgestellt haben wird, wenn er dort einen Parkplatz bekommen hat. »Krieg ich immer«, hätte Ludovico großspurig gesagt. Als Italiener stehe ihm ein Ferrari zu, behauptet er; ich halte das – echt Frau, meint er – für Größenwahn; in Wirklichkeit war sein italienischer Firmpate sehr großzügig, als er Ludovico das Geld für den Wagen schenkte und als ich ihn fragte, warum schwarz, ich hätte mehr an rot gedacht, sagte er, das sei der deutsche Anteil in ihm, denn sein Geburtsort ist zufälligerweise Tuttlingen. Egal, wo er seinen Wagen geparkt hatte, ich muss mich darauf einstellen, dass ich eine Weile auf seinen Anruf zu warten habe. Ich bin nervös.

Die Tasse ist leer, als das Telefon klingelt. Endlich. Erwartungsvoll stürze ich an den Apparat. Leider kein ›cara mia‹ in wunderschön einschmeichelndem Tenor mit italienischem Akzent. Tuttlings schaffte es nicht, sich gegen Mama und Papa aus Cinque Terre durchzusetzen, sondern ein »Grüß dich, Christa. Bist du schon lange da?« Ein Mezzosopran, wenn nicht gar Alt, kein Akzent. Niemand außer Charlotte nennt mich Christa. Charlotte, meine Schwägerin, Reinholds Schwester. Sie blockiert die Leitung. Ich muss sie schnell abwimmeln. Wenn Charlotte erst loslegt, kommt Ludovico wahrscheinlich bis Mailand, denn selbst ein Ferrari ist nicht in der Lage, über Staus hinwegzufegen, bis bei mir wieder ein Freizeichen wahrzunehmen ist.

Ich handle schnell und nehme Charlotte damit gleich den Wind aus den Segeln. Bestätige ihr die prompte Erledigung ihrer Aufgabe. Sie hatte mich gebeten, bei der Hausverwaltung der Stallopöner Allee ein wenig Druck zu machen, wenn ich schon in Berlin sei. Ich verfluche den Tag, an dem ich ihr von meiner bevorstehenden Reise erzählt hatte. Weiß mich bis heute nicht zu wehren, wenn sie mich um etwas bittet. Dabei ist Reinhold seit so vielen Jahren tot. Ich bin Charlotte zu nichts verpflichtet. Als der alte Schlönhoff noch vor meiner Zeit starb, fiel alles, auch die zwanzig großzügig geschnittenen Wohnungen in der Berliner Stallopöner Allee, an sie. Reinhold erhielt nur den Pflichtteil, der allerdings so umfangreich war, dass ein armes Mädchen wie ich darüber ins Schwärmen geraten konnte, was ich aber nicht tat. Weshalb das Vermögen nicht zu gleichen Teilen an Charlotte und Reinhold – der alte Schlönhoff brachte es zu keinem weiteren Nachwuchs – vererbt wurde, weiß ich nicht. Ich erfuhr alles sowieso erst nach Reinholds Tod. Hätte Charlotte fragen können. Tat es nie.

Vielleicht hätte ich dem alten Schlönhoff gefallen und vielleicht hätte er dann sein Testament geändert. Was nicht sicher ist. Wenn der alte Schlönhoff der Mensch war, als den Charlotte ihn mir schildert, fehlte mir in seinen Augen das Entscheidende: Ich hatte kein Geld. Mein einziges Kapital war meine Jugend, mein gutes Aussehen und mein Temperament. Vielleicht wäre meine Intelligenz meinem unbekanntem Schwiegervater gegenüber ein Aktivposten gewesen. Charlotte behauptet, ich sei clever; das klingt abwertend, wenn man es so hören will, will ich aber nicht. Tatsache ist, dass ich zwar das Abitur in der Tasche hatte, nicht unbedingt selbstverständlich in meiner Generation und bestimmt nicht in meiner sozialen Schicht, dafür keinen Pfennig auf der Bank. Das einzige Kapital, das Zinsen abwerfen konnte, war meine überwältigende Hoffnung auf das Leben. Ein nicht zu unterschätzender Aspekt. Möglicherweise hätte der alte Schlönhoff das genauso gesehen. Manchmal stelle ich mir das Gesicht von Charlotte bei der Testamentseröffnung vor, das sie aufgesetzt hätte, wenn: Meiner geliebten einzigen Schwiegertochter Christine Schlönhoff vererbe ich 1. eine Million und 2. mein Schloss in ... gekommen wäre. Ihre Mimik hätte ich genossen.

»Ja, die Hermann hat endlich die ausstehende Nebenkostenrechnung beglichen. In bar. Die Summe hab ich gleich auf dein Berliner Konto eingezahlt. Die Reparatur der Heizung im zweiten Stock ist ordnungsgemäß abgeschlossen«, berichte ich meiner Schwägerin wie ein subalternen Angestellter. Sie findet es selbstverständlich, dass ich spure. Hier muss ich was ändern. Meine sozialen Eierschalen sollten nicht länger mein Leben beeinflussen. Es reicht.

»Ich bringe dir die Unterlagen für deine Ablage in den

nächsten Tagen. Ciao!« Verrate damit fast meine Beziehung zu Italien. Was Charlotte nichts angeht.

»Ja, mach das. Aber ruf mich vorher an.«

Ich verkneife mir die Antwort.

Kaum habe ich aufgelegt, klingelt es erneut. Diesmal ist es endlich Ludovico.

»Cara mia«, tönt seine vertraute Stimme an mein Ohr. Landet direkt in meinem Herzen.

»Na, hat's geklappt?«, halte ich mich trotzdem nicht lange mit Sentimentalitäten auf. Bin zu aufgereggt. Hänge am Erfolg unserer Sache.

»Na sicher. Zuerst wollte er allerdings noch mehr herauschinden. Sicilianomo tat so, als sei unser ...«

Was heißt hier ›unser‹ stößt mir auf, ohne dass ich reagiere.

»Morandi ein besonders schwieriger Fall. Dabei weiß ich sicher, dass unser ...«

Schon wieder!

»Morandi nicht seine erste Arbeit in einer solchen geschäftlichen Angelegenheit ist. Hätte doch sonst nicht mit ihm verhandelt. Morandi ist für Sicilianomo zwar nicht gerade ein Großkaliber, aber er hat schon ganz andere Sachen erledigt.«

Darüber will ich im Augenblick nicht diskutieren.

»Macht sich wichtig.«

»Du sagst es. Sicilianomo lamentierte endlos darüber, dass sein Laden nicht mehr der sei, der er bis vor ein paar Monaten war. Ich konnte fast nicht mehr zuhören. Er war einfach nicht zu stoppen. Man hätte die ganzen Leute ausgewechselt, jammerte er mir vor, mit denen er bisher immer so gut zusammenarbeiten konnte. Hätte sie durch Flaschen ersetzt, die sich erst einarbeiten müssten.«

»Flaschen?«

»Zumindest tat Sicilianomo so. Ich glaubte ihm nichts, cara mia. Sicilianomo kann mich nicht hinters Licht führen. Er ist der Letzte, der nicht sofort wieder – wenn er will und für so viel Geld will er sicher, da kenn ich ihn zu gut – den Laden auf Trab bringen kann. Ich ließ ihn reden.«

»Und?«

»Irgendwann war seine Märchenstunde zu Ende. Schließlich kam er zur Sache.«

»Wollte wohl mehr Geld?«

»Was sonst! Ging wahrscheinlich die ganze Zeit nur darum. Südländische Beredsamkeit« – und das von einem Italiener! – »muss man hinnehmen. Musste allerdings zwanzig Prozent zulegen.«

Ich kann einen leisen Pfiff nicht unterdrücken.

»War nichts mit handeln.«

»Okayyy ...«

»Ich liebe dich.«

»Ich dich auch.«

»Du fehlst mir.«

»Du mir auch.«

In diesem Stil geht es ein paar Minuten weiter. Ist wichtig. Ist sogar sehr wichtig. Diese Wichtigkeit benötigt für mich einen stabilen Unterbau. Das ist unser Geschäft. Das würde jetzt wohl erfolgreich abgewickelt werden können. Der Weg zum Ziel ist um eine gefahrenvolle Kurve kürzer.

Ich gieße mir einen Ouzo ein. Den habe ich mir verdient. Kippe ihn. Schmeckt. Ich gieße einen weiteren ein. Trinke langsamer. Fühle, wie es warm in mir wird. Meine Unruhe macht sich ein bisschen weniger stark bemerkbar. Dann gehe ich in mein Arbeitszimmer.

Das ist ein Atelier. Mit Nordfenster. Selbstverständlich.

Oberlichter. Klar. Und zum Glück recht geräumig. Habe ich Reinhold zu verdanken. Vor unserer Hochzeit ließ er die Wohnung entsprechend umbauen. War ein beeindruckendes Geschenk für mich, über das ich mich sehr freute.

Die mittelgroße Leinwand auf meiner Staffelei scheint auf mich zu warten. Sie zieht meinen Blick sofort an. Ich hatte das Bild vor meiner Berlinreise begonnen. Jetzt ist es fast fertig. Nur noch ein paar kleinere handwerkliche Details sind auszuführen. Es stellt eine bunt schillernde Baumlandschaft dar. Ein kleiner See fast in der Mitte, der sich nach Westen hin verläuft. Hoher Wald an seinen Ufern. Alles in Farben, die mehr meiner Fantasie entsprechen als der Wirklichkeit, der See ist trotzdem in Blautönen.

Die Farben meiner Bäume drücken das aus, was ich in mir fühle. Pink, Orange, Cadmiumgelb, Petrol, Zinnoberrot. Keine Ecken im Bild. Alles ist abgerundet. Bögen. Mehrere Schichten Bögen übereinander. Auf mich wirkt es harmonisch. Aber undurchsichtig. Geheimnisvoll. Mystisch. Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben? Wohl den Meister ...

Ich hoffe, dass die Lyrik aus meinem Bild nicht nur mir erkenntlich wird. Eine Baumlandschaft, so, wie nur ich sie male. Originell. Es ist mir wichtig, dass meine Bilder unter den vielen anderen deutlich herausstechen. Ohne besonders viel über Malerei zu wissen, soll man die Bilder sofort als Schlönhoffs erkennen. So wie fast jeder sagen kann »Das ist ein van Gogh« oder »Da hängt ein Druck von Picasso«. Ich denke, meine Idee ist gut. Viel besser als die Masche von Baselitz, der seine Bilder auf den Kopf stellt, nur damit sie sich von den Werken anderer Maler unterscheiden. Das ist eine Idee um der Idee willen. Und nicht mehr.

Mein Eichendorff-Bild empfinde ich wie einen Spiegel,

in den ich voller Erwartung, Aufregung, kritisch und sehr aufmerksam blicke. Nach einer Weile reißt sich Narziss, wengleich schweren Herzens, vom Spiegel los. Die Pflicht ruft.

Aus einer Ecke des Zimmers hole ich eine andere Leinwand. Kein Spiegel. Richtige Arbeit. Fast Maloche. Nur fast. Sonst könnte ich keinen Erfolg erwarten. Und Erfolg brauche ich. Wie Luft zum Atmen. Etwas Schöpfung ist auch in diesem Bild. Wenigstens eine Spur davon ist nötig, um ein Kunstwerk zu schaffen. Die Schöpfung dieses Bildes liegt darin, sich in einen anderen Künstler einzufühlen. Sich vorzustellen, wie er dieses Bild komponiert hätte. Wie er die Gegenstände auf meinem kleinen Ateliertisch arrangiert hätte. Wie er die Lichtquellen gesteuert hätte. Wie er die Perspektive festgelegt hätte. Bereits in seinem jetzigen Zustand ist das Bild meine Vorstellung von der Sonne Norditaliens. Die der Münchens allenfalls an seinen besten Tagen ähnelt. Das Licht ist wichtig. Ich freue mich, dass mir das gelungen ist. Einen Morandi zu malen, ist ein hartes Stück Arbeit.

Irgendwann muss ich mich von solcher Tätigkeit befreien. Nur zu mir selbst finden. Mir selbst vertrauen. Auf mich selbst bauen. Meine Bilder malen und meine Bilder verkaufen. Ich denke der Zeitpunkt ist dann, wenn ich genügend Geld habe; fraglich ist nur, ob Geld diesen Termin festlegen kann und noch unklarer ist der Begriff genügend. Es ist an der Zeit, diese Entscheidung zu treffen.

Einen Morandi zu malen, wohlgermerkt nicht einen vorhandenen Morandi zu kopieren, bedeutet ein Nachgehen der Gedanken Giorgio Morandis bei der Erschaffung seiner Werke. Ich versuche, den Weg zu finden, den Morandi Jahrzehnte vor mir gegangen ist. Das ist nicht nur relativ

schwierig, sondern weist darüber hinaus das entscheidende Handicap auf, dass man dabei keine neuen Wege entdecken kann. Man sucht ja erst gar nicht danach. Einen Morandi malen ist eben nur zu einem kleinen, in meinen Augen viel zu kleinem Teil kreativ.

Auf meinem schmalen Ateliertisch nahe dem Fenster, dessen Platte wie bei Morandi mit Packpapier bezogen ist, habe ich die Utensilien für eine Natura morta arrangiert. Ein italienisches Stilleben. Ein norditalienisches. Farben wie in der Landschaft um Bologna. Die zwei unterschiedlich großen braunen Flaschen – lange vor und einen ganzen tiefen Ozean entfernt von Andy Warhol, natürlich keine Cola-Flaschen –, die in Papier eingewickelte eckige Dose, die mit Campbells Suppendose nicht die geringste Ähnlichkeit aufweist, die senffarbene Schachtel und der italienisch anmutende Krug (nicht nur anmutend, Ludovico brachte ihn mir von einer Reise zu seinen Verwandten in Grizzana mit), stehen vor einem mit braunem Papier, das einen Stich ins sehr helle Grün aufweist, abgedeckten Hintergrund. Das ist ein schmales Brett, das ich an die Wand lehnte. Lange hatte ich nach dem passenden Papier gesucht. Ohne Erfolg. Dann färbte ich weißes Papier in der gewünschten Farbe. Musste es mehrmals versuchen, bis die Tönung endlich zu meiner Zufriedenheit ausfiel.

Die Leinwand auf meiner Tischstaffelei ist nicht groß. Fünfundzwanzig Komma sieben mal dreißig Komma sieben Zentimeter. Morandi malte nie große Formate. Davon allerdings eine unüberschaubare Stückzahl. Was mir zugutekommt. Ein oder zwei Bilder mehr werden nicht so leicht auffallen. Die Skizze für meinen Morandi lehnt an meinem Pinseltopf. Eigentlich hatte ich vor, das Bild vor meiner Berlinreise zu beenden. Schaffte es aber nur bis zum Anle-

gen des Bildes. Dann traten Schwierigkeiten auf. Wenn ich ehrlich bin, nichts Neues. Immerhin wächst auf der linken Seite bereits einigermaßen deutlich eine Flasche in Ockertönen aus dem Nebel der weißen Leinwand. Während die halbhohle Schachtel erst nur in den Umrissen zu erahnen ist. Die restlichen Gegenstände deuten sich in leichten, immer wieder unterbrochenen, wässerig-hellen Ockerstrichen mehr an, als dass sie für einen nicht eingeweihten Betrachter erkennbar gewesen wären.

Gerade das Anlegen eines Bildes liebe ich. Den kreativen Akt. Die Spannung pur. Bei diesem Vorgang hätte selbst Hitchcock noch was Neues entdecken können. Dies ist der Moment, in dem die Gedanken mit der Wirklichkeit konfrontiert werden. Es liegt in der Natur der Sache, dass das nicht einfach ist. Der Ausgang ist nicht vorhersehbar. Und erst recht nicht vorher zu berechnen. Flexibilität dabei ist wichtig. Das erfordert alle gedankliche Kraft und geistige Geschicklichkeit. Oft führt sich dabei die Wirklichkeit auf wie ein Sturm, der auf die schlanke Gerte der Vorstellung prescht. Die Gerte hat sich dem Sturm zu beugen. Doch sie muss weiterhin Gerte bleiben.

Bei der Arbeit an jedem Bild hoffe ich, dass diesmal der Sturm ausbleiben wird. Rechne höchstens mit ein bisschen Wind. Regelmäßig falle ich darauf herein. Sonst würde ich mich diesem Orkan nicht jedes Mal neu aussetzen. Ihm trotzen. Mich ihm entgegenwerfen.

Die Gerte bei meinem Morandi hatte sich sehr nach links gebogen. Ich sehe sie in Gefahr. In diesem Stadium die Arbeit zu unterbrechen, ist eine riskante Sache. Es ist durchaus möglich, dass die Leinwand in der Ecke landet. Und dort bleibt. Nur wenn ich es bei meiner Malerei zur Meisterschaft eines Manets, Cézannes oder Picassos brächte

- und das steht in den Sternen und wer liest schon darin -, würde so ein unvollendetes Bild für eine staunende Nachwelt wieder zutage gefördert. Keine Gefahr. Bis jetzt bin ich ein ganz gewöhnlicher Morandi-Maler. Allerdings angetreten, die in Angriff genommene Leiter bis ganz nach oben zu steigen. Ich bin sicher, nur mit dieser Einstellung lohnt sich die Mühe überhaupt.

Ich musste nachdenken über meinen Morandi. Das war die einzige Chance für das Bild. Ich musste überlegen, wie dem aufziehenden Sturm beizukommen ist. Deshalb beendete ich meine Arbeit vorerst. Nur vorerst - das war der Plan, von dem mich nichts abzubringen hat. Ich flog nach Berlin. Auch wenn ich dort oben real mit vielen Menschen zu tun hatte, Geschäfte erledigte, am Ku'damm, in der Friedrichstraße und im Kaufhaus Lafayette Einkäufe tätigte, mir in den feinen Einkaufshallen des Potsdamer Platzes eine Currywurst zu einem Preis genehmigte, der gut ein Drittel unter dem in München hinzulegenden Betrag liegt, in der Oper fasziniert den gesanglichen Ausführungen des Ännchens im Freischütz folgte oder mit Wirschinger zum Essen ging, mit ihm über Tanners Malerei diskutierte, ja, selbst beim Drink an der Bar des Adlon, der Morandi blieb in meinen Gedanken. Benimmt sich wie ein Embryo. Wird ernährt durch mich. Wächst durch meine Gedanken, meine Überlegungen und insbesondere durch mein mit den Augen erfasstes Leben. Er bekommt Form. Reift.

Lange schaue ich auf das Bildarrangement. Betrachte die Utensilien, die ich aufgebaut habe. Prüfe erneut die Gegenstände im Verhältnis zueinander. Hätte Morandi sie so aufgestellt, wie ich es tat? Recht viel anders würde er diese Aufgabe sicher nicht gelöst haben. Trotzdem bin ich irgendwie nicht ganz glücklich dabei. Ich versuche mir

vorzustellen, ich sähe mein Arrangement zum ersten Mal. Als hätte ich nicht zehn Tage an ihm gefeilt und gearbeitet. Nur langsam kann ich mich von der Vorstellung des Bildes in mir lösen und finde Zugang zum wirklichen Bild.

Ich rücke die länglich-ovale Schachtel einen halben Zentimeter nach rechts. Schau. Stelle die Schachtel zurück auf ihren alten Platz. Schau. Fühle mich ein weiteres Mal ein in mein Arrangement. Vergleiche die Wirklichkeit mit meiner Skizze. Schau noch einmal. Endlich. Ein Blitz! O Gott, nein, ganz bestimmt nicht, nur ein schmaler Lichtschimmer. Immerhin. Mit Kohlestift markiere ich ihn auf meiner Leinwand. Plötzlich fühle ich die Erschöpfung in mir. Heute werde ich nicht mehr an dem Bild arbeiten. Doch gleich morgen früh. Ich weiß, es geht weiter.

Endlich ist Ruhe in mir. Vielleicht tut nur der Ouzo seine Wirkung. Ich gehe ins Wohnzimmer. Setze mich in meinen mit rotem Leder bezogenen Ohrenbackensessel. Knipse das Licht an. Lege meine Beine auf den Hocker. Meine Lesehaltung. Jetzt gönne ich mir meinen neuen Marias. Vom Hugendubel gleich an der Gedächtniskirche in Berlin. Ein austauschbares Reiseandenken, das ich überall hätte erstehen können. Es ist nicht der erste Marias, den ich lese. Und sicher nicht der letzte. Marias ist ein Schriftsteller nach meiner Nase. Tote. Regelmäßig Tote. Nicht so viele wie bei John le Carré und keine so bizarren wie bei Stephen King. Der Spanier teilt nicht Shakespeares Manie, am Schluss seiner Stücke nur einen Protagonisten einsam übrig zu lassen. Marias geht die Qualität der Toten vor deren Quantität. Und seine Toten sind ausnahmslos gut und unterhaltsam erklärte Tote. In den Romanen Marias' kommt mir alles schicksalhaft und vorausbestimmt vor. Was ja gar nicht anders sein kann,

weil der Autor der Lenker dieses Schicksals ist. Man weiß es. Eigentlich. Marias versteht sein Handwerk so gut, dass man ihn über seine spannende Geschichte vergisst.

Das Telefon unterbricht das Einbringen der Ernte meiner Lesefrüchte. Ich schaffe es knapp, vor dem Anlaufen des Anrufbeantworters an den Hörer zu kommen. Es ist Constance.

»Na, wie ist es dir ergangen in der weiten Welt?«, fragt sie.

»Nicht schlecht. Hab zwar meinen großen Auftritt im Tabledance versäumt, dafür so ziemlich alles, was ich mir vorgenommen hatte, geschafft«, gebe ich zurück im Originalunterhaltungston zwischen uns, der cool klingen soll. Eigentlich sind wir für diese Sprache zu alt. Außerdem war ich nie der Typ für Tabledance. Constance eher. Ich kenne sie sehr lange.

Als Constance danach fragt, erzähle ich ihr von der Einweihungsfeier in Wirschingers gläsernem Schloss. Treffender könne man das imposante Bürogebäude nicht bezeichnen, bestätigt Constance.

»Im Übrigen«, gehe ich auf sie ein, »in Berlin gibt es jede Menge gläserner Schlösser. Ich frage mich nur, ob genügend zahlungskräftige Schlossherren zu finden sind. In Berlin-Mitte, am Gendarmenmarkt, auch am Ku'damm liefen mir hauptsächlich verarmter Adel, mehr oder minder blankes Proletariat und sozialabgabepflichtige Arbeitnehmer mit gerade so viel Einkommen, um die Miete für die Plattenbauwohnung in Ahrensfelde oder Marzahn oder das Appartement im fünfzehnten Stock eines Hochhauses im Märkischen Viertel zu bezahlen, dazu insolvenzverdächtige Unternehmer, die zwar vielleicht kaufen, aber nicht mehr bezahlen, vor die Füße.«

»Das klingt ja fast so, als hättest du was gegen Schlösser.«

»Hab ich nicht. Ich kann es nur nicht lassen, über den Tag hinaus zu denken. Vergiss nicht, Schlösser wollen gepflegt und unterhalten werden.«

»Das Geld dafür hättest du wohl lieber in Bilder angelegt, Chris.«

»Schon.«

Mit »Was hattest du denn angezogen?« kommt unsere Unterhaltung wieder in Schwung. Ich beschreibe ihr ausführlich meinen schicken neuen Hosenanzug, den ich am Ku'damm erstanden habe.

»Konnte mich in meinem kleinen Schwarzen ...«

»Das von der letzten Vernissage in Montys Galerie?«

»Ja, genau. Damit konnte ich wirklich nicht mehr unter die Leute.«

»Das kleine Schwarze! Das ins Schloss!« Sie lacht schallend. »Wäre höchstens noch für einen Grandma-Moses-Event passend gewesen. Aufgepeppt mit einem kleinen Strauß duftender Veilchen.«

Ich könnte sie erwürgen!

»Zum Grandma-Moses-Event hätte man mich sicher nicht eingeladen«, sage ich spitz zu Constance. Stolz denke ich an Ludovico. Vom Großmutterdasein fühle ich mich jahrzehnteweit entfernt.

»Das kann sein. Das kleine Schwarze ... wo lebst du denn!«

»Wohl nicht in deiner Gegend. Will ich auch nicht. Hab keine Lust, mich aufzudonnern.«

Pause.

»Hab's nicht so gemeint, Chris«, lenkt sie ein. »Eigentlich freue ich mich, dass du in Berlin was Schickes gefunden hast.«

Pause. Dann: »Wie kam denn der große Tanner an?«

Endlich das richtige Thema für mich. »Er war *der* Renner auf Wirschingers Einweihungsfeier.«

»Dabei ist ein konstruktivistisches Bild nicht unbedingt das, was man sich unter einem Bild für ein Schloss vorstellt.«

»Wirschinger gefiel das Bild eben.«

»Wirst schon nachgeholfen haben.«

Ich sage nichts dazu, sondern: »Wirschinger hatte auf der Einladungskarte zu seiner Einweihungsfeier einen kurzen schlaun Text von mir über dem Bild abgedruckt.« Ich höre Constance kichern. »Weißt du, ich hab mich auf der Feier sehr darüber amüsiert, wie die Leute mit meinen Worten über Tanners Malerei um sich warfen.« Im Grunde war ich stolz darauf.

»Hätte mir ebenfalls gefallen, mit einem Bild so im Mittelpunkt zu stehen wie Tanner. Du hättest ruhig mal ein Bild von mir nach Berlin verkaufen können«, wirft sie mir plötzlich vor.

»Hätte ich. Ja. Du weißt, wie sehr ich deine Bilder schätze. Aber, Constance, du malst zu kleine Formate.«

»Und wenn sie groß genug gewesen wären?«

»Hätte ich natürlich meinen Charme bei Wirschinger für dich spielen lassen.«

»Nicht nötig, Chris«, kommt es zurück. »Ich will dir keine Ungelegenheiten schaffen.«

Nur wenn ein Gespräch Constance bewegt, drückt sie sich so gewählt aus.

»Eins ist sicher: Ich male keine so riesigen Formate. Kann bei meinen Holzplatten nur bis zu einer bestimmten Größe gehen, wenn ich zum Transport nicht jedes Mal einen Möbelträger bestellen will. Das ist mir zu teuer. Will ich auch nicht. Malen will ich, Chris. Malen!«

»Dann mal schön weiter und trompete mir nicht in die Ohren, dass du an Wirschinger verkaufen willst. Jedenfalls nicht ins gläserne Schloss. Vielleicht baut er ja irgendwann einmal ein Gebäude, das kleinere Formate verträgt.«

»Kann ich mir bei dem großen Wirschinger, der so gut zu dir passt, nicht vorstellen.«

»Was heißt, er passt so gut zu mir? Was meinst du damit?«

»Gar nichts. Würde nur gerne auch mal ans große Geld.«

»Wer will das nicht, Constance. Halt dich lieber ans Malen. Ist erfüllender, glaub mir. Vor allem, wenn man so herrliche Bilder zustande bringt wie du.«

Ihr das zu sagen, muss ich mich nicht überwinden, selbst nicht nach einem langen Tag. Ich halte Constance für ein großes malerisches Talent und mich für jemanden, der das beurteilen kann. Leider präsentiert sie dieses große Talent nicht erfolgreich genug. Was ich sie wissen lasse.

»Da muss ein richtiges PR-Programm her«, schliesse ich.

»Du hast's erkannt«, stellt sie fest. Pause. »Gerade deshalb rufe ich bei dir an.«

»Und ich hab geglaubt, du wolltest wissen, wie es mir geht.«

»Will ich auch. Zumindest hab ich gesehen, dass dich Berlin nicht verändert hat. Bist kratzbürstig wie immer.«

»Du musst reden.«

Wir lachen beide. Sonst hätten wir eingehängt.

Constance will nicht mir streiten. Sie will mir was mitteilen. Ich spüre es.

»Genau das mach ich jetzt. Ein PR-Programm ganz auf Constance Flaming zugeschnitten.«

»Ja, sehr gut. Und wie schafft man das?«

»Vor allem muss man die richtigen Leute kennen.«

»Und du kennst sie? Über Nacht passiert?«

»Stimmt. Über Nacht.« Sie lacht geheimnisvoll. »Gleich nachdem du nach Berlin abgeflogen bist, hab ich den Knirpser kennengelernt. Das heißt, ich kenne ihn schon länger. Nur diesmal ist er voll auf mich abgefahren.«

»Den Knirpser?«

»Genau den!«

»Der zählt ja wirklich zu den richtigen Leuten.«

»Und er hat angebissen.« Wie, darüber lässt sie mich im Unklaren. »Er will meine Bilder in einem Bildband aus seinem Verlag veröffentlichen.«

»Constance, das ist ja super. Da freue ich mich für dich. Gratuliere. Jetzt bist du wohl wunschlos glücklich.«

»Danke. Ganz so einfach ist es leider nicht.«

»Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß geschickt.«

»Oder so ähnlich.«

»Inwiefern? Kann ich dir helfen?«

»Ja.«

Pause.

»Soll ich den Knirpser für dich rumkriegen?«

Da ist sie schnell: »Knirpser ist tabu für dich.« Dann in einem weicheren Ton: »Du könntest mir tatsächlich helfen. Knirpser meinte, ich solle die Texte zu meinen Bildern liefern.«

»Und?«

»Das liegt mir nicht.«

»Und du meinst, mir liegen sie?«

»Ja, das meine ich.«

Da hat sie recht. Ich könnte. Und wie. Seit langer Zeit sehne ich mich danach, ein neuer Meier-Graefe zu sein.

Oder noch besser, alle sollten den Meier-Graefe vergessen, weil es eine Christine Schlönhoff gibt.

Bis dahin ist es ein weiter Weg. Bereits zu Beginn des Weges wurden mir Prügel vor die Füße geworfen. Das hätte mich aufhalten können. Tat es nicht. Nachträglich gesehen war es kein Drama, auch wenn ich mir dabei den großen Zeh verstauchte. Das schmerzte zwar, hinderte mich aber nicht daran, das Sprungbrett, das sich plötzlich vor mir an einer anderen Stelle auftat, zu benutzen.

Der Prügel war die Aufnahmeprüfung der Akademie. Ich fiel durch. Dabei hatte ich monatelang nichts anderes getan, als mich auf diese Prüfung vorzubereiten. Verbraachte Unsummen Geld für Zeichenmaterial. Hab alles, was mir vor die Augen kam, gezeichnet. Sah sehr viel. Es war, als würde ich die Welt neu entdecken. War Columbus - Columbine vielmehr. Die Mappe, die ich für die gestrengen Herren der Aufnahmekommission zusammenstellte, war, fand ich, sensationell. Hätte mir gereicht, wenn sie sie für gut befunden hätten. Doch sie winkten ganz ab. Auf ihren Trost, es im nächsten Jahr erneut zu versuchen, verzichtete ich. Ich hatte eine solche Wut im Bauch, dass ich am selben Abend mein ganzes Material für die Kommission verbrennen musste. Ein neuer Bittgang dort kam für mich nicht infrage. Die Freude am Malen ließ ich mir nicht nehmen. Glück - Vorsehung.

Ich schrieb mich an der Universität für das Fach Kunstgeschichte ein. Mein Studienziel: mir alles anzueignen, was über Malerei, die Maler und ihrer beider Geschichte zu erfahren ist. Wollte dieses Wissen bei journalistischer Arbeit, die später vielleicht ins Bücherschreiben übergehen sollte, vermarkten. Wusste, dass ich mir meinen Lebensunterhalt

selbst zu verdienen hatte. Das heißt, zu Beginn des Studiums stimmte das. Zum Schluss nicht mehr. Reinhold. Aber der Ehrgeiz hatte mich gepackt. Wollte unbedingt im Feuilleton glänzen. Klappte leider nicht. Das Malen betrieb ich mein ganzes Leben voller Leidenschaft als Autodidakt – na ja, Gelehrte mit historischem und zeitgenössischem Hintergrund sowie großem theoretischem Wissen – verstärkt mit vielfältigen Ideen.

Die Aussicht, meine Texte jetzt in einem Buch veröffentlicht zu sehen, lockt mich sofort. Sage aber: »Da muss ich erst mal drüber schlafen.«

»Tu das, Chris, komm dabei bitte zu dem richtigen Entschluss. Ich bau auf dich.«

Wir plaudern noch ein bisschen miteinander. Dann frage ich sie: »Hast du eigentlich gewusst, dass Heinz gestorben ist?«

»Heinz? Dein Heinz?«

»Ja. Ich hab's gerade jetzt erst erfahren. Hab die Todesanzeige im Flugzeug gelesen. Die Beerdigung war bereits vor zwei Tagen. Warst du dort?«

»Ich? Nein. Müsste ich dir mein Beileid aussprechen?«

»Müsstest du. Solltest es auch.« Ich schlucke. Bin selbst überrascht. »Er wird mir fehlen.«

Sie fragt: »Nach all den Jahren?«

»Nach all den Jahren.«

Es wird still am Telefon. Meine Wohnzimmeruhr schlägt mit stilvollem Westminster-Gong Mitternacht.

»O, schon so spät«, sagt Constance. »Wenn du es hören willst, mein Beileid, Chris. Keiner kann sich das Leben aussuchen.«

Sie meint wohl den Todeszeitpunkt, korrigiere ich in Gedanken.